

GOETHE-MEDAILLE 2019

LAUDATIO AUF DOĞAN AKHANLI

VON INSA WILKE

Weimar, 28. August 2019

– Es gilt das gesprochene Wort –

Lieber Doğan,
sehr geehrte Shirin Neshat, sehr geehrter Enkhbat Rozoon,
lieber Herr Lehmann, verehrte Jury,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

was Goethe unter Zeit verstanden hat, stimmt nicht mehr. Das wird Sie nicht wundern. Wenn, von Goethes Geburtstag gerechnet, 270 Jahre vergehen, bleibt auch die Vorstellung dieses Vergehens und die Frage seines Ausdrucks nicht unangetastet.

Was es bedeutet, die Zeit selbst anzutasten, davon vermittelt Doğan Akhanlı in seinen Romanen, Stücken und seiner kulturellen Arbeit eine Vorstellung. Aber wie tastet man die Zeit an? Indem man Einzelne und auch ganze Gruppen aus ihr herausfallen lässt, sie kreiseln lässt in den Zeitschleifen der Bürokratie, ihnen die Vorstellung einer Zukunft nimmt und die Vergangenheit und sie irre werden lässt an der Frage, ob das, was sie erlebt haben und erleben sich in ihrer Zeitrechnung abspielt oder in einer, die einer anderen Wirklichkeit angehört. Staaten tun das, die Zeit auf diese Weise antasten.

Doğan Akhanlı macht das sichtbar, wenn er schreibt. Er macht die Folgen sichtbar, nicht nur für Einzelne, sondern für ganze Gesellschaften. Er macht sie als Autor in der Form sichtbar und weil er sie in der Form sichtbar macht, macht er sie für seine Leserinnen und Leser erfahrbar. Er schreibt damit keine politische Literatur, sondern er schreibt politisch. Das ist eine der höchsten, eine riskante, weil die Mentalitäten des Marktes ignorierende Kunst in der Literatur. Sie ist selten. Noch seltener ist, dass ein Schriftsteller den Raum zwischen den Buchdeckeln verlässt und seinem literarischen Werk ein performatives, ein auch kulturpolitisches Werk zur Seite stellt, auf einem zweiten Weg versucht, seine Einsichten weiterzugeben. Ganz altmodisch: einen Unterschied zu machen, etwas zu verändern. Das erste Buch von Doğan Akhanlı, das ich gelesen habe, war „Die Richter des jüngsten Gerichts“, der dritte und bisher als einziger von Hülya Engin ins Deutsche übersetzte Teil der

Trilogie „Die verschwundenen Meere“. Ich habe dieses Buch 2010 gelesen, als Doğan Akhanlı zum dritten Mal in seinem Leben und zum ersten Mal als deutscher Staatsbürger am Flughafen in Istanbul verhaftet worden war. Wie es dazu kam, was sich da wiederholte, wie Erfahrungen von Ohnmacht mit Erfahrungen von Solidarität überblendeten und welche Folgen diese Verhaftung nach sich zog, hat er selbst in seinem 2017 erschienenen autobiographischen Buch „Verhaftung in Granada“ erzählt. Darum erzähle ich davon nicht, denn ich möchte von seinen Werken sprechen. Ich erzähle davon auch nicht, weil ich möchte, dass Sie dieses Buch lesen. Es ist ein Schlüsseltext der heutigen Zeit und auch der deutschen Gegenwart, und es ist ein äußerst kluges poetologisches Manifest, von dem aus sich der Kosmos seines literarischen Werkes erschließen lässt. Beginnen Sie damit und lesen Sie dann Doğan Akhanlıs Romane oder lesen Sie sie noch einmal. Lassen Sie sich dann auf seine Arbeiten ein, wenn Sie verstanden haben, auf welche Weise sie Ausdruck einer realen historischen Erfahrung sind, einer erfahrenen Zeitkrümmung.

In „Die Richter des jüngsten Gerichts“ erzählt Doğan Akhanlı von den Zeiten der „Roten Regenschauer“. Was ist das für ein mächtiges Bild, die „Roten Regenschauer“, auf der Grenze angesiedelt zwischen Phantasie und Legende, also tatsächlich ereigneter Geschichte, also Gegenwart. Es meint weit mehr als den Genozid an den Armeniern, es meint seine Erzählung und Verdrängung, es meint die Anwesenheit der Ermordeten und, wenn man so will, die Rückseite des staatlichen Terrors der 80er Jahre in der Türkei.

Wenn Doğan Akhanlı beginnt zu erzählen, verschlingen sich die Zeiten, wechseln die Identitäten, werden die Grenzen zwischen Erdachtem und Erlebtem durchlässig, changieren historische und literarische Figuren, treten Verbrüderungen und Zusammenhänge zutage, von denen man nichts wissen wollte. Bücher werden begehbar. Ich war damals verwirrt, als ich zum ersten Mal in seinen literarischen Raum trat, der heute zu auch meinem historischen Raum geworden ist. Verwirrt, weil ich so gut wie nichts von der türkischen Geschichte wusste und schon gar nichts davon, was sie mit mir zu tun hat. Verwirrt durch die Überlagerungen und Gleichzeitigkeiten, verwirrt, weil man intuitiv so klar spürt, dass es in Doğan Akhanlıs Büchern um eine vielfach verschachtelte, aus in Wechselwirkung stehenden Spiegelsplintern bestehende Wirklichkeit geht, die noch nicht zu den Heutigen durchgedrungen ist, ohne deren Anerkennung sich als Gesellschaft aber nicht wird leben lassen. Sie ist zu stark, diese Wirklichkeit und sie betrifft eben nicht nur die türkische Gesellschaft.

„Abgründe lassen sich nicht chronologisch erzählen“, sagte Doğan Akhanlı im Gespräch mit Birgit Morgenrath. Den Verschlingungen der Gewaltgeschichten, der türkischen, deutschen,

armenischen, kolonialen geht in Doğan Akhanlıs Werken kein teuflischer Pakt voraus, sondern etwas gleichermaßen Unschuldiges wie Furchterregendes: Menschen – wir –, die mit sich und anderen, mit den eigenen Erlebnissen und denen anderer leben (müssen). Wie wenig selbstverständlich es immer noch und wieder ist, darüber nachzudenken, das zu akzeptieren. Daran zu denken, in welchen Kontexten unsere direkten Nachbarn und Freunde sich durchs Leben schlagen. Türkinnen, Deutsche, Armenier, Syrerinnen, Schwarze Deutsche, Herero, Roma, Vietnames*innen. Welche Geschichten tragen sie mit sich, von Generation zu Generation? Wo berühren und verbinden sich diese Geschichten? Ist diese Aufzählung beliebig? Hat sie mit uns zu tun, die wir hier sitzen? Diese Fragen werden drängend, wenn man Doğan Akhanlı zuhört, aber sie verlieren alles Angestrengte. Sie werden so selbstverständlich und das ist nicht selbstverständlich.

In „Verhaftung in Granada“, diesem Buch, das Doğan Akhanlı als Negativ zu seinen Romane und Stücken geschrieben hat, das also ebenso Neben- wie Hauptwerk ist, verbindet er das Wesen seines literarischen Werkes mit seiner kulturellen Arbeit, die das „inter“ immer mitdenkt, durch einen Begriff: den transnationalen Gedächtnisraum. Die Vorstellung dieses Raums könnte die sogenannte Erinnerungskultur in eine neue Zeit retten, die Kritik aufnehmend, die Jüngere sehr überzeugend an ihr üben. Doğan Akhanlı ist niemand, der sich in diesen Debatten in den Vordergrund schiebt. Er schafft Tatsachen, indem er mit Jugendlichen unterschiedlich geprägter Herkunft arbeitet, indem er bei Lesungen und Diskussionen durch die Evidenz seines Sprechens das mehrheitlich privilegierte Publikum zum Zweifeln bringt und den Zugang zu Erlebnissen und Konflikten, die schwer wiegen, leicht macht, ohne zu verharmlosen.

„Wer weiß, vielleicht war er ein Atem, der immer dann auf die Welt gehaucht wurde, wenn sich Gedächtnislücken auftaten“, schreibt Doğan Akhanlı über seinen zeitreisenden Erzähler, den weisen Meddah Ümit Bey. Manchmal hat man den Eindruck, je mehr offiziell erinnert wird, desto tiefer wird auch vergessen. Doğan Akhanlı reagiert literarisch, schöpferisch auf dieses Vergessen und auf solche Lücken. Er bildet es formal ab, aber er antwortet auch mit Gegendarstellungen darauf, so als ob er die ruhige Gewissheit hat, dass sein Ümit Bey am Ende den längeren Atem hat als diejenigen, die für Gedächtnislücken über Leichen gehen, verbal und buchstäblich.

„Was von mir verlangt wurde, war eine harmlose Geschichte“, schreibt der Erzähler in dem Roman „Madonnas letzter Traum“. 2005 in der Türkei hochgelobt, ist er vor zehn Tagen zum ersten Mal auf deutsch, in der Übersetzung von Recai Hallaç erschienen. Ein Alter Ego des Autors spricht da, das sich in den türkischen Schriftsteller Sabahattin Ali hineindenkt, zu

dessen Roman „Die Madonna im Pelzmantel“ Doğan Akhanlı mit „Madonnas letzter Traum“ improvisiert. Zwischen zwei historischen Verbrechen spannt sich die Geschichte auf: dem Mord an Sabahattin Ali 1948 und der Versenkung des jüdischen Flüchtlingschiffes „Struma“ 1942, in umgekehrter Chronologie, weil die Chronologie ohnehin außer Kraft gesetzt wird durch Verbrechen wie diese. Das ist es, was Doğan Akhanlı deutlich macht.

Wann beginne ich? Wo bin ich? Und wie beginnt das Sprechen? Das sind keine harmlosen Fragen. Man sollte sich nicht täuschen lassen vom hinreißend komödiantische Talent, das Doğan Akhanlı mit einer Hintergründigkeit, die Nasreddin Hodscha oder Till Eulenspiegel alle Ehre machen würde, in seinen Büchern immer wieder beweist. Gerade, wenn es um Schreckliches geht. Es ist das Lachen des absurden Theaters in repressiven Systemen, eine Selbstermächtigung.

Es sind persönliche Momente, die den Kern solcher Bücher bilden. Persönliche, keine privaten. Als Autor sucht Doğan Akhanlı nach der theatralen, der poetischen Qualität in den Geschehnissen der Zeit. Er hat einen feinen Sinn für das Gewicht der Worte, zu Beispiel, wenn er uns in einer Nebenbemerkung dem Gedanken überlässt, inwiefern die deutsche Grammatik für einen problematischen Umgang mit der Verantwortung sorgt, weil das Prädikat endlos ans Satzende hinausgeschoben werden kann, bis man es gar nicht mehr in Zusammenhang bringt mit seinem Subjekt.

Literatur kann einen verändern. Sie hat Doğan Akhanlı verändert, er erzählt davon in einer Hommage an seine Mutter, die ihm im Dorf seiner Kindheit die Tore zur Literatur so weit öffnen konnte, dass er heute hier ist.

Wenn ich mich heute, nach der Lektüre von „Die Richter des jüngsten Gerichts“, „Annes Schweigen“, „Tage ohne Vater“, „Verhaftung in Granada“ und „Madonnas letzter Traum“, in der Gesellschaft verorte, ist das Bild dafür ein anderes als vor der Bekanntschaft mit Doğan Akhanlı. Aus einem engen Raum ist ein weites Netz geworden, in dem unablässig Botenstoffe hin und her gehen, das arbeitet und beweglich ist, in dem innerhalb von nationalen Grenzen genau diese Grenzen durchlässig werden, ohne dass man unbehaust wird. Man kann sich darin sicherer verorten, weil es dichter geknüpft ist. Erinnerungskultur, die ja keine Kultur ist, sondern eine Notwendigkeit, ein bitterer Überlebensweg, Erinnerungskultur kann man mit Doğan Akhanlı anders denken, umsichtiger, sensibler für ihre Vielfältigkeit und deren Wechselwirkungen.

Wie gut es wäre, sich von Doğan Akhanlı durch die Zeit führen zu lassen. Es würde einem kein Leid geschehen. Es bliebe ein Horizont, wenn die Meere verschwinden und die Truhen

sich öffnen, die unter dem blauen Samt in den Werken von Dogan Akhanli darauf warten, in die Zeit zurückzukehren.

Was Goethe unter Zeit verstanden hat, stimmt nicht mehr. Verstehen zu wollen, was Doğan Akhanlı uns über die Zeit sagt, wäre der Anfang einer neuen.

Ich gratuliere Dir, Dogan, zur Verleihung der Goethe-Medaille und zur Anerkennung Deiner Arbeit und Deines Lebenswerkes. Und ich danke Dir für diese Arbeit.